

Zweitens sollte die Gesundung der Anschauungen gegenüber den Verfälschungen des Nationalsozialismus in der öffentlichen Meinung eingeleitet werden, um im besonderen das Verständnis und Verlangen nach einem vor-ehelichen Austausch von allgemeinen Gesundheitszeugnissen mit Einschluß erbbiologischer Gesichtspunkte vorzubereiten. Die Gesundheitszeugnisse, deren rechtzeitiger Austausch in absehbarer Zukunft als gesetzliche Vorschrift einzuführen wäre, sollten niemals mit Eheverboten oder sonstigen Einschränkungen der Freiheit der Menschen verbunden werden. Es genügt, wie schon Galton aufmerksam gemacht hat, daß die öffentliche Meinung erbgesunde eheliche Verbindungen begrüßt und die anderen ablehnt. Galton weist nicht mit Unrecht darauf hin, daß die Geschichte der Eheschließungen der Völker beweise, wie oft sich die öffentliche Meinung als ausschlaggebende Macht erwiesen habe. Hinzu kommt die Macht einer inneren Überzeugung, die sich mit der Verantwortung des Gewissens verbindet.

Drittens möge man alle Untersuchungen und wissenschaftlich begründeten Bestrebungen fördern, die geeignet sind, die Aktivierung von belastenden Erbanlagen therapeutisch zu verhindern oder zu hemmen.

Abschließend kann ich nur darauf hinweisen, wie wichtig es wäre, wenn man auf solche Art den Wert der erbgesunden Familie für das Volk der Zukunft herausstellen würde. Man vergesse jedoch nicht, zugleich alles zu tun, um den erbgesunden Familien die Möglichkeit zu geben, jene ethische Grundhaltung und jene Lebensbedingungen zu formen, ohne die die Durchführung von Idealen nicht erwartet werden kann.

Das Zeugnis eines Dichters für die Bibel

Von WILLIBALD ARNOLD S. J.

„Das stolzeste Wort, das über die Dichter gesagt worden ist, stammt von dem Unglücklichsten unter ihnen, von Hölderlin: ‚Was bleibt, stiften die Dichter!‘ Es ist gleichsam ein Nachhut-Wort, weil diejenigen, die Geschichte schreiben, immer die Nachhut der Menschheit darstellen, die Nachhut gegen die Verständigen, die Zweckvollen, die tätig Erfolgreichen, und so wollen wir im Staub des Rückzugs Verschwindenden noch einmal die Hand heben, um sie zu grüßen.“ Ernst Wiechert, der diese Worte geschrieben hat, gehört selbst zu den Dichtern, die Unvergängliches geschaffen haben. Dazu gehört vielleicht mehr, als er selbst gelten lassen will: er denkt nur an die „Hirten-novelle“, an „Der weiße Büffel“, „Der Vater“, an Teile aus den „Märchen“ und aus den Romanen „Das einfache Leben“ und „Die Jerominkinder“. Auch wenn es nur das wäre, könnten wir ihm nie genug danken, zumal da mit soviel Liebe gegeben wurde, was aus viel Leid gereift ist.

Der Roman „Die Jerominkinder“ ist bald nach dem Zusammenbruch erschienen. Das Werk ist seitdem viel besprochen worden. Die Stimmen, die laut geworden sind, verraten, mit welch rührender Hoffnung die Menschen

auf diese erste Botschaft des Dichters nach dem Krieg gewartet haben. Sie haben nach dem Buch gegriffen, wie ein Mensch in der Finsternis nach dem Licht tastet, damit er den Weg sehe; wie ein Hungriger seine Hand ausstreckt nach Brot, damit er zu Kräften komme; wie ein Kranker eine Arznei nimmt, „ein Kraut Schmerzenlos, einen Tropfen Todvorbei, einen Löffel Barmherzigkeit“.

Vielen hat er aus dem Herzen gesprochen. Andere sind enttäuscht. Sie konnten sich dem Zauber seiner Sprache nicht entziehen. Aber sein Wort hat ihnen nicht den Trost gebracht, den sie erhofften. Es hat ihnen nicht Mut gemacht. Im Gegenteil. Es hat erst recht wieder aufgewühlt, was die vergangenen Jahre an Klagen und Fragen in ihrer Seele gestaut haben. Das grenzenlose Leid, das über die Welt gekommen ist, hat sich wie ein Alp auf sie gelegt. Und das Schweigen Gottes zu all dem Unrecht ist ihnen noch rätselhafter geworden. Statt einen Ausgang aus der Not zu zeigen, so kann man hören, hat uns der Dichter erst recht in das Dunkel hineingeführt. Die trostlose Einsamkeit der Menschen in dem armen Dorfe Sowirog bedrückt. Düstere Schwermut liegt über der Landschaft und den Ereignissen, die darin geschehen. Die greift nach unserem Herzen und löscht auch das letzte Fünkchen Lebensmut darin noch aus.

Es ist mit Recht auf die Gefahr hingewiesen worden, daß der Dichter von seinen Lesern mißverstanden, daß sein Werk zur Rechtfertigung einer ganz diesseitigen Weltbetrachtung mißbraucht werde. Diese Äußerungen kommen aus einer ehrlichen Sorge um die Jugend, die den Dichter verehrt, weil er sich ein freies, ungebrochenes Herz bewahrt hat, und weil sie vielleicht in seinem Buch die Wirklichkeit des Lebens wiederfindet, in die sie sich heute hineingestellt sieht. Man ist erstaunt, weil man weiß, wie sehr es dem Dichter darum zu tun ist, den leidenden Menschen unserer Tage Trost zu spenden, ihr Los zu erleichtern und ihnen Mut zu machen, ihr herbes Schicksal zu meistern. Man weiß auch, wie sehr der Dichter gerade der Jugend sich verbunden weiß und verpflichtet fühlt.

Vielleicht darf, gerade um diese Gefahr abzuwenden, das Werk einmal in einer anderen Sicht gezeigt werden. Vielleicht muß das Werk sogar eine andere Deutung erfahren als die, die ihm bisher geworden ist. Man fühlt gerade in diesem Buch, wie sehr Ernst Wiechert bemüht ist, mit seiner persönlichen Überzeugung zurückzuhalten. Alles bleibt offen. Ist es nicht das, was so viele enttäuscht? Die Meinungen über die Sendung des Dichters sind verschieden. Aber man darf Ernst Wiechert doch wohl zutrauen, daß er die Regeln seiner Kunst versteht. Und man darf an einen Roman nicht den gleichen Maßstab anlegen wie an eine Abhandlung über Theodizee oder wie an eine Predigt über die göttliche Vorsehung. Auch dieser Roman ist ein Bekenntnis von anderer Art. Man wird darum von vornherein sehr vorsichtig sein müssen, das oder jenes Wort, das einer der Menschen seines Romanes spricht, dem Dichter selbst in den Mund zu legen. Es muß erfüllt werden, welcher Gestalt er letzte Gültigkeit schenken will. Es dürfte doch etwas vor-

eilig sein, die leidenschaftlichen Anklagen, die der unglückliche Pfarrer Agricola aus Liebe zu den Menschen zum Himmel schleudert als Bekenntnis des Dichters aufzufassen. Es dürfte kaum angehen, die müden Zweifel, die Jons Ehrenreichs Gemüt umschatten, als des Dichters letzte Weisheit auszugeben. Und man wird nicht berechtigt sein, den Spruch seines Freundes Jumbo über das Leben als die Auffassung des Dichters hinzustellen: „Das Leben ist nicht sehr schön, ... wenn man etwas näher zusieht, und deshalb haben sie auch ein Jenseits erfunden, damit die Menschen sich nicht alle umbringen.“ Der Dichter schildert das Leben und die verschiedenen Wege, auf denen die Menschen mit dem Leben fertig zu werden suchen. Man muß gut zuhören, um zu erfahren, für welche Menschen er sich entscheidet.

Dichter lieben es überhaupt nicht, daß man zuviel nach ihrem Persönlichsten fragt, so verständlich diese Frage auch sein mag. Am wenigsten Ernst Wiechert, der scheu ist wie die Tiere seiner Wälder. Wenn aber diese Frage schon gestellt wird, dann muß ihre Beantwortung ausgehen von dem, was sicher als sein Bekenntnis gelten darf. In einem schlichten Selbstporträt steht der knappe Satz: „Ich begann mit dem Wald und mit der Bibel, und damit werde ich wohl auch aufhören.“¹ Diese kurzen Worte führen in die Tiefe, aus der Ernst Wiechert lebt, die sein Schaffen bestimmt hat: die Natur und die Offenbarung. Also doch die ganze Wirklichkeit! Wichtig ist hier sein Verhältnis zur Bibel. In dem Buch, das uns zu den Anfängen seines Lebens führt, erzählt er mehr darüber. Er berichtet von der ersten Wanderung des Kindes in das Reich des Geistes an der Hand seiner einfachen, gütigen Erzieherin. „Alles bezauberte, vieles ergriff, manches erschütterte mich. Aber nichts hat mit solcher Kraft und Innigkeit in jenen Jahren an meiner Seele geformt und gebildet wie das Buch der Bücher. Ich weiß nicht, ob die stille Kunst der Lehrerin oder meine Phantasie verursachte, daß ich all diese Menschen und Geschehnisse nicht in die Ferne einer grauen Vergangenheit hielt, sondern sie bis in den Bereich meiner Hände zu mir nahm; daß der Stern von Bethlehem über unserem Stalldach leuchtete; daß die Ährenleserin Ruth über unsere Roggenstoppeln ging; daß Joseph seine Brüder mit dem Silberbecher dort einholte, wo die Landstraße aus unseren Wäldern trat; und daß auf unserem Hofe der Hahn krächte, bei dessen Ruf sich Petrus umwandte, um bitterlich zu weinen. Vermutlich wird es so gewesen sein, daß die Einfachheit und Ewigkeit der biblischen Gestaltung so groß war, daß sie alle Räume und Zeiten übersprang und nach zweitausend Jahren in der Seele eines Waldkindes dasselbe Licht entzündete, das über so vielen Völkern und Ländern geleuchtet hatte wie am ersten Tag. Nein ich schämte mich der Tränen nicht, die ich über den Blättern der Bibel weinte. Um wieviel ärmer und kälter wäre mein Leben doch geworden, wenn ich damals nicht imstande gewesen wäre, mich mit so grenzenloser Leidenschaft an jene Welt hinzugeben, in der gesündigt und getötet wurde wie zu aller Zeit, aber in der auch geliebt, versöhnt und begnadigt wurde, und in der dies alles in einer

¹ „Heute“. Eine illustrierte Zeitschrift, Nr. 25, 1. Dez. 1946, S. 4.

Sprache geschah, die uns noch heute glauben läßt, daß Gott durch den Mund der Sprechenden sich geoffenbart haben müsse.“² Das ist das erste Staunen des Kindes über die Tatsache der Offenbarung in ihrer immerwährenden Unbegreiflichkeit. Das ist das erste Aufblitzen der Freude darüber, daß Gott uns seine Geheimnisse anvertraut hat, Geheimnisse, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, die in keines Menschen Herz gedrungen sind, die aber Gott denen bereitet hat, die ihn lieben (1 Kor. 2, 7—16; Is. 64, 4). Und in einer kleinen Schrift von bezaubernder Zartheit und Schönheit steht Ernst Wiechert heute noch zu diesem Bekenntnis des Glaubens an Gott und sein heiliges Wort: „Ich will es gern sagen, da ich darum gefragt werde: daß ich Zeit meines Lebens, auch auf den dunkelsten Wegen, nur die Hand habe auszustrecken brauchen, um jemanden zu finden, der unsichtbar neben mir gegangen ist. Niemals bin ich ganz verlassen gewesen. So einfach und ärmlich mein Elternhaus im Irdischen und wohl auch im Geistigen war, so konnte es mir doch auf meine Reise mitgeben, was auch der Ärmste seinen Kindern mitgeben kann: das ganze Wort Gottes. Und so kümmerlich die Schule meine Seele auch versorgen mochte, doch konnte sie mir mitgeben, was sie vielleicht nur für eine geistige Mitgift ansah, aber was sich dem hungrigen Gemüt in eine unerschöpfliche Speise verwandelte: das Wort der Dichter.“ Und weiter: „Da stand es da zu unsrer rechten Hand, als wäre es niemals fortgewesen: ein Heilandswort, ein Gesangbuchvers oder der Anfang eines Psalmes aus der ersten kleinen Schultube der Kinderzeit, oder eben ein Gedicht. Und so erfüllt von Leuchten und Heiligkeit war es, so unwidersprechlich in seinem Ernst und in seiner Größe, aber auch in seiner tröstenden Gewißheit, wie es eben nur die Dinge sind, wenn sie zum erstenmal in unser kindliches Leben eintreten und dort eingegraben werden bis zu unserer Todesstunde.“³ Und er erzählt dann von einem Gedicht, das an erster Stelle zu seinen „treuen Begleitern“ gezählt werden müsse, wenn von den Worten der Dichter die Rede ist. Es ist das unvergängliche Lied des Matthias Claudius, das mit den Versen anhebt:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar . . .

Es müßten eigentlich alle Verse hier stehen, weil sie wie kaum etwas anderes die innere Haltung Ernst Wiecherts wiedergeben. „Sie sind so mein Eigentum geworden wie mein eigener Atem. Sie sind in mir, ohne daß ich es weiß, ein Teil von mir, ohne den ich nicht wäre, was ich bin. An den Mooren Rußlands galten sie wie vor den Wüsten der Champagne. Auch das Herz schlug ja hier wie dort. Auch Gedanken und Schmerzen kamen ja nicht zur Ruhe. Das Leben war ja da, und die Verse waren eben eingegangen in das Leben. Sie waren mein Blut geworden.“⁴

² Wälder und Menschen. Eine Jugend. München 1936, S. 36 f.

³ Von den treuen Begleitern. Hamburg 1937, S. 6.

⁴ a. a. O. S. 9.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergängliches trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wann du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott.

Der Glaube seiner Kindheit ist schon früh von dumpfen Erlebnissen umdüstert worden. In den Schrecknissen des ersten Weltkrieges wurde er bis auf den Grund erschüttert. Der Begriff des Leidens hat sich für alle Zeit, wie er sagt, unlöslich mit dem Leben verbunden. Radikale Verzweiflung und revolutionäre Auflehnung erfüllen die folgenden Jahre. Aber mehr und mehr hat er auch eingesehen, daß der Kampf für die innere Erneuerung unseres Vaterlandes, den er mit blutendem Herzen geführt, an seiner noch unreifen Unbedingtheit scheitern müsse. Wie die Donner eines abziehenden Gewitters noch lange von fernher grollen, so flackert die Empörung in den Menschen der in rascher Folge erscheinenden Romane immer wieder auf. Nur langsam sind die Klagen dieser dunklen Jahre verstummt. „Auch die Verse des Trotzes und Hohnes sind verstummt, mit denen wir das Unverständene und Unerwiderte in uns hingeben wollten an die großen Empörer, um so ihresgleichen oder doch wenigstens in ihrem Schatten zu sein.“⁵ Es ist ihm gegangen wie dem heimgekehrten Krieger in der Erzählung „Der ewige Stern“, der sich nicht mehr zurechtfindet in der Heimat und nun vor dem Stuhl der Großmutter kniet wie ein Kind. „Wie jung du bist!“, sagt sie zärtlich. „Siehst du, Gott hat über die Erde gewischt und ausgelöscht . . . ein ganzes Geschlecht . . . und er hat mich leben lassen, damit ich über das Ausgelöschte dir die Hand gebe, meinem Enkelkind. Nichts ist geblieben, sagst du . . . Sieh, wie er leuchtet, derselbe Stern, nicht neu gekauft, aus unserer Kinderzeit . . . Zu lange warst du fort, sagst du . . . Bist du nicht zur Zeit gekommen, daß ich ihn anzünde für dich? Nichts ist geblieben? Ach mein Kind, da ist ein Kind geblieben, das einen Stern haben wollte, und eine alte Frau, die ihn anzünden konnte . . . Meinst du nicht, daß das genug ist?“⁶

Noch einmal ist es Nacht geworden in der Seele des Dichters. Und wieder war es der Krieg, der ihn aufwühlte. Er hat ihn kommen sehen. Die „Rede an die deutsche Jugend“ legt davon Zeugnis ab. Wie tief die Ereignisse, die ihm vorausgingen, in sein eigenes Leben eingriffen, beweisen die Erinne-

⁵ a. a. O. S. 6.

⁶ Der ewige Stern, in: Rast im Alltag, herausgegeben von Hans Dittmar, Göttingen, S. 10.

rungen an das Konzentrationslager Buchenwald. Da erfahren wir, wie sehr der Dichter darunter gelitten hat, daß Gott und sein Buch in unserem Vaterland verhöhnt wurden. Anlaß zu seiner Verhaftung waren öffentliche Vorlesungen aus der Erzählung „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“ im Jahre 1937/38, die damals schon geschrieben, später auch gedruckt worden ist⁷, seine Teilnahme an dem Schicksal Pastor Niemöllers und seine Erklärung vor der Partei, dessen Frau und Kinder unterstützen zu wollen, bis ihm Recht widerfahre. Als die Schergen kamen, ihn abzuführen, ließ er sich von seiner Frau zu den Sachen, die er mitnehmen durfte, die Bibel in den kleinen Koffer legen. Von den Verhören heißt es: „Ich verriet nichts, auch nicht das Christentum.“ Im Münchener Gefängnis las er täglich in den Psalmen. „Schon hier beginnt er manchmal zu fragen, ob Gott nicht gestorben sei. Nicht seines eigenen Schicksals wegen, sondern wegen der vielen, von denen er erfährt.“ Sein körperlicher Zustand verschlechterte sich mehr und mehr. Es kam der Abtransport ins Konzentrationslager, wo ihm noch einmal „auf der Höhe eines anscheinend sicheren, beneideten und wohl auch nicht unberühmten Daseins die Dinge dieser Welt wie die Meinungen von einer jenseitigen unsicher und schwankend wurden und eine immer zunehmende Verdüsterung der Seele seine Tage und Nächte beschattete. So daß jene in fruchtlosem Grübeln um die Ideen der Gerechtigkeit, der Menschenwürde und des Reiches Gottes auf Erden kreisten, indes diese von schweren, fast gestaltlosen Träumen beschattet und beladen wurden, wie sie ihm aus den Krisen seines vergangenen Lebens vertraut waren.“⁸ Der Bericht ist 1939 geschrieben.

Auch nach dieser Nacht wurde es wieder heller Tag. Nach dem Zusammenbruch sagt er der Jugend, die ihn nach einem neuen Anfang fragt, daß er geschehen müsse nicht mit Menschenwort, sondern mit Gotteswort und mit der Liebe. Es war in der bereits genannten „Rede an die deutsche Jugend“, die Wiechert am 11. November 1945 im Münchener Schauspielhaus gehalten hat. Sie schließt mit einem Gedicht aus dem letzten Kriegssommer. Darin steht das Gebet:

Und gib, daß ohne Bitterkeit
Wir tragen unser Bettlerkleid
Und deinem Wort uns fügen.
Und laß uns hinterm Pfluge geh'n,
Solang die Disteln vor uns steh'n,
Und pflügen und pflügen.

Auch die Mysteriendichtung „Totenmessen“, die 1946 in Zürich erschienen ist, klingt aus in einem Hymnus der Hoffnung auf Gott, der das Antlitz der Erde erneuern kann.

Es gibt nicht viele Dichter vom Range Wiecherts, deren ganzes Denken und Schaffen so um die Bibel kreist, die das Leben der Menschen, die sie

⁷ Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit. Eine Erzählung. München 1945.

⁸ Der Totenwald. Ein Bericht. München 1946, S. 26 ff.

gestalten, so mit dem Buch der Bücher verknüpfen, wie das bei ihm der Fall ist. Er hat die Bibel in das Leben der Menschen hineingelesen, die er gezeichnet hat, und ihre Schicksale in die Ereignisse, die in dem alten, großen Buch verzeichnet sind. Man lese daraufhin etwa die Novelle „Der Hauptmann von Kapernaum“⁹, um ein früheres Werk zu nennen, das ihm den Literaturpreis der europäischen Zeitschriften eintrug. Oder man lese die „Hirtennovelle“, die Karl Benno von Mechow zugeeignet ist und als eine der schönsten Erzählungen unseres Jahrhunderts gilt¹⁰. Auch die Tante Veronika mit dem Kater Immergrün, ohne deren Einfluß er, wie er meint, vielleicht nie ein Dichter geworden wäre, lebt in seiner Erinnerung mit der schweren Bibel auf den Knien. „Was war es doch, was sie las, damals als ich ein Kind war . . . und ich nehme die Bibel von meinem Bücherbrett und suche . . . der Prediger Salomo, im dritten Kapitel . . . da ist sie, die Stelle, die nie vergessene . . . und ich sehe, wie sie die Brille vor die leuchtenden Augen schiebt . . . : Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde . . . geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, was gepflanzt ist . . . würgen und heilen, brechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen . . . Steine zerstreuen und Steine sammeln, Herzen und ferne sein von Herzen . . .“¹¹ Mag sein, daß dieses Buch der Heiligen Schrift einen besonderen Widerhall in der Seele des Dichters fand, der aus der Welt des Ostens kommt und soviel Leid erfahren hat. Mag sein, daß die frommen Menschen, deren Bild er festgehalten hat, mehr das Alte Testament gelesen haben als das Neue. Aber sie leben aus der Bibel. Fast in jedem Werk von Ernst Wiechert begegnen uns Menschen, die entscheidende Antriebe durch Gottes Wort empfangen haben. Und auch diejenigen seiner Gestalten, die nicht mehr glauben können, die eigenes Leid oder fremde Not wegtreibt von Gott, können sich der einzigartigen Gewalt des Wortes Gottes nicht verschließen.

Der Kapitän von Orla, von dem „Das einfache Leben“ berichtet, findet nach dem Krieg unter seinen Büchern den Psalter, eine ganz alte Ausgabe, die durch eine Erbschaft zu ihm gekommen ist. Er blättert darin und findet den 90. Psalm, oder den 89., nach der anderen Zählung. Er liest und kommt zu dem Vers: „Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.“ Er will weiterlesen, aber er kann nicht mehr. „Es war wie ein Mast, der über einen stürzt und man kann nicht mehr aufstehen unter ihm.“ Wie Nikodemus zu Jesus, geht er in der Nacht zu seinem Pastor und läßt sich von ihm erklären, wie man Gottes Wort hören muß als einer, der dazugehört, und wie man seinen Sinngehalt erfüllen muß. Es gibt kaum eine Stelle in der Literatur, die das so lebendig deutlich macht. Und es ist das wohl auch eine der schönsten Stellen des ganzen Buches. Der Rat, den der Pastor dem Kapitän mitgibt, ist zwar nicht christlich, er führt den müden Mann auch von der Bibel

⁹ Der Hauptmann von Kapernaum, in: Europäische Revue, Dez. 1929.

¹⁰ Hirtennovelle, München 1935.

¹¹ Wälder und Menschen, S. 89 f.

weg, aber er ist doch aus einer ganz großen Ehrfurcht vor dem gekreuzigten Heiland heraus gesprochen. „Nun wollen wir arbeiten, schwer und keuchend und schweißbedeckt, nichts als arbeiten. Und dann wollen wir sehen, ob wir wieder würdig sind, seinen geliebten Namen auszusprechen.“¹²

Auch der Herr von Balk, für den Gott nichts ist, der manchmal des Abends zum Großvater Jeromin kommt, spürt noch etwas von der Macht der Heiligen Schrift. „Sie erzählen ja, daß Sie viele Bücher haben, Herr“, sagt der Großvater zu ihm. „Aber sind viele darunter, die so mächtig sind wie das Testament?“ — „Nein, nicht viele, Jeromin, aber Bücher sind Bücher, Feuer verbrennt sie, Feuer löscht sie aus.“ — „Viele Feuer waren in der Welt, Herr. Keines hat dies Buch verbrannt, keine Sintflut hat es ausgelöscht. Ein alter Mann, dessen Ohren schwach werden, braucht ein Buch, in dem Gott wie ein Donner ist“ (S. 60).

Jons Ehrenreich, dessen Entwicklung der Dichter uns miterleben läßt, kommt nie mehr los von dem großen Erlebnis, das er eines Abends hatte, als der Vater Jakob ihn bat, ihm noch etwas vorzulesen. Sie zündeten den Kienspan über dem Herde an, und der Vater schob ihm das große Buch hin. „Schlag nun auf, wo du willst“, sagt er. Der Dichter kennt auch diese Übung frommer Bibelleser, es dann und wann gleichsam Gott zu überlassen, welches Wort nun gerade für diese Stunde und in dieser Lage gelten soll. Er trifft die Stelle aus dem 32. Kapitel der Weissagungen des Propheten Isaias: „Siehe, ein König wird regieren, Gerechtigkeit auszurichten . . .“ Die Worte der Bibel scheinen den Wald zu erfüllen. „Glanz und Gewalt gingen von ihnen aus, wie von Wetterwolken, die in den Wald hinabschlugen, und am Ende fiel es sanft wie Regen über das Herz, als läge man im trockenen Laub des Lagers und draußen rausche es warm und fruchtbar auf das Hüttendach“ (S. 27).

Der Pfarrer Agricola liest in den verzweifeltsten Stunden noch in der Bibel und er will nicht aufhören damit bis zum Ende. Und als der Vater Jumbos, der in den russischen Wäldern erfroren ist, dessen jungen Freund, eben Jons Ehrenreich, noch einmal besucht, da schenkt er ihm alles, was der Sohn besaß. Nur ein kleines Buch nahm er als Andenken mit, das Neue Testament. Er blätterte darin. „Und Jons sah, daß der Rand der kleinen Blätter mit vielen Anmerkungen in Jumbos kleiner zierlicher Schrift bedeckt war“ (S. 395).

Der ganze Roman ist voll von Anspielungen auf Personen und Ereignisse der Bibel. Wir hören von der großen Versuchung im Paradies. „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.“ Wir werden erinnert an Kain und Abel, an Abrahams Gehorsam, an Jakobs Kampf mit dem Engel, an Josephs Versuchung bei Putiphar, an Moses in der Wüste und an die Rote Korah. Wir hören von Saul, der sich in sein Schwert stürzt, von David und Goliath und von der Auflehnung Absaloms gegen den Vater. Wir begegnen dem Dulder Job, dem Propheten Elias, der heldenhaften Makkabäermutter. Da ist der bethlehemitische Kindermord, die Schriftgelehrten treten auf, der verlorene

¹² Das einfache Leben, München 1939, S. 26 ff.

Sohn und die vier Reiter der Apokalypse. Und es ist schwerlich zu beweisen, daß der Dichter die Bibel nur verwertet, um seine eigenen, nichtchristlichen Gedanken über die bessere Gestaltung der Welt zu unterstützen. Diese Anspielungen sind vielmehr ein Zeugnis dafür, daß er nicht schweigen kann von dem, was sein Herz erfüllt. Schließlich steht über dem ganzen Roman doch ein Wort der Bibel, ein Wort des Glaubens an Gott: „Um Gott her ist ein schrecklicher Glanz“ (Job 37, 22). Es ist zwar der unbegreifliche Gott, der hier angerufen wird. Aber wer hätte sich noch nicht gewundert über diesen rätselhaften Gott? Es sind nicht die tiefsten Menschen, vor denen es keine Geheimnisse mehr gibt, denen die Rechnung immer und überall aufgeht. Zerbricht nicht eben deshalb so manchen der Menschen der Glaube ihrer Kindheit, weil sie ein falsches Gottesbild haben, das nicht zu der Welt paßt, in der wir leben? Ist es so schlimm, wenn solche Menschen etwas aufgerüttelt werden? Der Glaube an die göttliche Vorsehung ist kein Märchen, in dem man nur zu sagen braucht: Tischlein deck dich!, damit alle Wünsche sich erfüllen. Zu allen Zeiten hat das Geheimnis Gottes die wahrhaft religiösen Menschen bewegt, wenn sie es auch gelernt haben, dieses Geheimnis zu lieben, weil Gott auch das Licht ist und die Liebe.

Es war notwendig, so ausführlich zu werden, um den Grund zu legen, auf dem eine andere Deutung des Romans aufbaut. Es sind zwei Welten, die Wiechert sieht, die Welt derer, die aus der Bibel leben, und die Welt derer, die nicht mehr an die Bibel glauben können. Diese, darin hat der Dichter recht, ist unsagbar düster und trostlos. Sie kennen den Gott der Liebe und des Lichtes nicht. Auch sie haben Gottes Wort einmal gehört. Aber es ging ihnen wie Faust: Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Sie haben das Schweigen Gottes nicht verstanden. Ihr Blick ist eingefangen von der Ungerechtigkeit der Welt und getrübt durch die Übermacht des Leides, das die Erde erfüllt. Den Glauben an den Sündenfall im Paradies haben sie aufgegeben, darum finden sie sich nicht mehr zurecht. Sie sehen nur die Folgen. Sie kennen keine Sünde und darum keine Erlösung von der Sünde. Sie kennen nur Erlösung vom Leid. Und diese wollen sie selbst schaffen, soweit sie nicht ganz versteinern, wie Jons' Mutter Marthe. Denn sie zweifeln an der Vorsehung oder sie lehnen sich auf gegen den Gott der Bibel, wie der Pfarrer Argicola, dessen letztes Wort noch ein Spott ist, obwohl er nicht loskommt von ihm.

Auch diese Menschen zehren noch von dem Kapital, das ihnen ihre christlichen Vorfahren hinterlassen haben. Ihre Geduldigkeit ist ein Erbe, das aus dem Trost des Vorsehungsglaubens kommt. Ihre hingebende Liebe ist eine Kraft, die aus einer christlichen Zeit stammt. Ihre stolze Entsagung ist ein Zerrbild der demütigen Hingabe an Gott, die von der Bibel gelehrt wird.

Ernst Wiechert hat tiefes Verständnis für ihren Weg, vielleicht weil er ihn selbst einmal zu gehen versucht hat. Und er versucht ihre Lösung des Problems durchzudenken bis zum Ende. Auch wohl aus der Erfahrung heraus, daß viele solche Menschen zu ihm gekommen sind in ihrer Not. Er weiß: „Sie

kommen nicht, wenn sie das Glück in ihren Händen halten. Sie kommen nur, wenn der Zweifel an ihren Wurzeln frißt, die Enttäuschung sie lähmt, der Schmerz sie schüttelt und die Sehnsucht in ihnen brennt. Sie gehen nicht zu ihren Eltern, auch wenn Liebe und Freundschaft sie verbindet. Die Eltern sind zu nahe . . . Und sie sind zu alt, zu erfahren, zu klug, zu ruhig. Sie gehen auch nicht zu ihrem Pfarrer. Der Pfarrer ist zu dicht bei Gott. Er hebt die Bibelworte wie Steine auf, gleich bereit zum spielenden Betrachten wie zum Wurf. Er ist gleichsam außerhalb der Sünde, und sie brauchen jemand, der sündigt gleich ihnen. . . . Sie kommen zu mir, weil sie glauben, daß ich ein Dichter sei. Das heißt ein Mensch, unähnlich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig. Unähnlich ihrem Pfarrer, weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der Sünde. . . . Sie kommen nicht so sehr um Hilfe. Sie wissen schon, daß es keine Hilfe unter den Menschen gibt. Sie kommen nur, um sprechen zu können, und es ist jemand da, der ihnen zuhört, aufmerksam, ernst, wie man seinesgleichen zuhört. . . . Und dann beginnen sie zu fragen, nach dem Sinn des Lebens und mehr noch nach dem des Todes. Nach Gott und den Frauen, und weshalb es so schwer in der Welt sei. Und langsam kommen sie durch alle dunklen Kammern in den großen Saal ihres eigenen Lebens, wo ihr eigenes Schicksal verhüllt auf dem Throne sitzt, das Schicksal, von dem sie glauben, daß es um das Vielfache schwerer, bedeutender und entscheidender sei als alle anderen Schicksale. Ich höre zu. Ich gebe ihnen weder den Stein der Weisen noch die Wasser des Lebens. Aber ich stütze meine Stirn in die Hand und wende kein Auge von ihrem Gesicht und höre zu.“

Wir kennen das. Ist es nicht so in dem Roman von den Jerominskindern? Der Dichter hört zu, er hört zu, wenn die Mutter Marthe spricht und der Pfarrer Agricola und all die anderen Menschen von Sowirog. Doch lesen wir weiter.

„Und gegen Ende erst, wenn ihre Worte langsamer fallen, müder sich wiederholen, versuche ich aus unserem gemeinsamen Leben und Irrtum einen Faden zu lösen. . . .“ So geschieht es auch hier. Er zeigt in seinem Roman auch eine andere Welt, die Welt derer, die an die Bibel glauben. Es ist eine lichte, schöne Welt, deren Strahlen auch in das tiefste Dunkel der armen Dörfer fallen. Es ist die Welt, in der der Großvater Jeromin lebt, der das Alte Testament auswendig zu wissen schien, dem gegenüber der Pfarrer ein Stümper war in Gottes Wort, dessen Antlitz zuweilen geleuchtet hat wie Jakob nach dem Kampf mit dem Engel, und der an Moses auf dem Berge Nebo gemahnte, wenn er auf dem Hügel über dem See stand. Auch er weiß, daß es Leid gibt auf der Welt. Auch er hat Stunden der Anfechtung, in denen ihm die Stimme, die gesagt hat: „Ich will bei euch sein bis an der Welt Ende“, zweifelhaft erscheint gegenüber der rauhen, übermächtigen Wirklichkeit. Auch er ist einsam. Aber er ringt sich durch; denn „die Worte aus dem großen Buch sind immer bei ihm“ (S. 63). Er weiß: alle Menschen tragen Leid, „aber die Menschen, die hart sind, tragen mehr Leid“; und nur die

Menschen, die leer sind, müssen sich die Kehle durchschneiden, um Erfüllung zu finden. Es ist die Welt des alten Lehrers, der an den westfälischen Pietisten Jung-Stilling erinnert, dessen Selbstbiographie ein so lebendiges Zeugnis seines frommen Glaubens an die göttliche Führung ist. Der alte Lehrer des Dorfes Sowirog glaubte an das Geheimnis der Erbsünde, an deren Folgen seine Kinder und ihre Eltern trugen. Er redete nicht nur nach der Schrift. Er tat nach ihr. Er erfüllte schlicht den Willen Gottes, fest überzeugt, alles andere werde ihm von selbst zufallen. „Wir wollen es wachsen lassen“, dachte er. „Es wächst ja doch alles zu Gott“ (S. 70). Er freute sich, daß das Evangelium ins Dorf gebracht wurde. „Seinem einfachen Sinn schien das Ewige nicht für sich da zu sein, sondern, daß der Mensch daran teilhabe, auch der ärmste und niedrigste.“ Bei seinem Anblick ging den Menschen eine Ahnung auf, daß es noch eine bessere Welt geben müsse als die ihrige. Er wußte, „daß die Ordnung dieser Welt, wie sie von Gott eingesetzt war, nicht nur Menschengerichte enthielt, sondern ein Weltgericht verkündete, . . . daß das Weltgericht über dem Menschengericht wie das Jenseits über dem Diesseits stand, als eine Tröstung also oder Verheißung, und daß die Gerechtigkeit also ein Traum war wie das Reich Gottes, nie zu erfüllen auf dieser Erde, aber mit Opfern zu bezahlen, als könnte sie erfüllt werden“ (S. 78).

In dieser Welt lebt auch der stille, demütige, geduldige Vater Jakob. Es scheint, daß bei dieser Gestalt dem Dichter sein eigener Vater vorschwebte, von dem er schreibt: „Amt und Ehe gehen dahin, Freunde und Heimat. Nur der alter Vater bleibt mit seinem stillen, niemals wankenden Glauben.“¹³ Er wünscht, daß dessen Lieblingswort auf dem Stein stehe, der einmal über seinem Grabe aufgerichtet wird: „Es ist viel Speise in den Furchen der Armen.“ Jons' Vater hatte kein anderes Buch als die Bibel. Er weiß, daß Christus Blinde geheilt und Tote auferweckt und daß er die Herzen der Menschen bewegt hat. „Und nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt“ (S. 19). Er glaubt an die Verheißung des Propheten Isaias von der Gerechtigkeit auf dem Acker, und wenn die Erfahrung hundertmal dagegen spricht. Er geht im Frieden aus dieser Welt. Ergreifend wird sein Abschied geschildert: „Niemand würde Jons vergessen, wie der Vater am Nachmittag aus dem Hause trat und vom Tor aus über das Dorf, den See und die Wälder blickte. Er war schon fertig zum Marsch, mit Tornister, Koppel und Gewehr, eine graue Gestalt, die schon in ihrem Äußeren einer anderen Welt angehörte. Sein Gang und seine Haltung waren wie sonst, aber in seine Augen war ein Schein gekommen, den Jons noch niemals in ihnen gesehen hatte. Sie waren so mit Licht erfüllt, daß sie strahlten, einem Licht, das nicht nur von der Sonne kam und dem blauen Himmel, der über dem Dorfe ausgespannt war, sondern das tief von innen kam, das seinen ganzen Körper durchleuchtete und nun seine Augen erfüllte.“ Sie gingen dann langsam die Dorfstraße entlang und in die Wälder hinein. „Und am Ende einer der großen Lichtungen blieb Jakob stehen und gab Jons die Hand: Gestern um diese Zeit,

¹³ „Heute“ a. a. O. S. 4.

sagte er, hatte ich ihn noch nicht, aber heute habe ich ihn, den Frieden. — Er küßte Jons schnell auf die Stirn und ging dann davon“ (S. 403).

Ebenso groß ist der schweigsame Theologiestudent Tobias, der in jeder freien Minute in seinem Testament las, schon in der Heimat und erst recht draußen im Feld. Da stellt er sich manchmal, wenn nachts die Geschütze schwiegen und nur die kalten Sterne der Leuchtkugeln über ihnen hingen, frei und ohne Deckung auf den Grabenrand und „sprach die Verse der alten Verheißung über das verwüstete Land, das unter dem fahlen Licht der lautlos sinkenden weißen Kugeln wie eine Kraterlandschaft des Mondes dalag: ‚Selig sind, die da Leid tragen‘, sprach er vor sich hin, so laut, daß man es bis in die kleinen Stollen hinein hören konnte. ‚Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden‘, und die großen feierlichen Worte der Seligpreisung gingen über das schweigende Feld, über die verbogenen Drähte und die Trichter, in deren Kraterseen sich der kalte Mond spiegelte oder der ebenso kalte Glanz der Leuchtkugeln, hinüber bis zu der anderen Seite, wo die weißen, gelben oder schwarzen Gesichter sich lauschend hoben“ (S. 445). Sein Beispiel erfüllte alle seine Kameraden, auch die wildesten, mit einer stillen Hochachtung. Und noch im Tode war sein Wort ihr letzter Trost: „Ich jloobe ja nich“, sagte der schnodderige Berliner, bevor er in den Armen Jons' und Tobias' die Augen für immer schloß, „aber det war doch 'ne richtige Verströstijung, von wejen die das Leid tragen . . . wie jing det doch noch?“ Tobias wiederholte leise die Seligpreisung. Die Augen des Sterbenden verdunkelten sich schon (S. 475).

Die frommen und die zweifelnden Gestalten des Romans sind durchaus nicht mit gleicher Gültigkeit gezeichnet. Es ist mit Recht gesagt worden, daß die frommen Menschen in dem Roman den größten Eindruck hinterlassen. Das ist vom Dichter nicht bloß zugelassen, sondern gewollt. Und wenn der Held des Romanes auch aus der Welt der Bibel hinausschreitet — es sind doch viele heute aus dieser Welt hinausgeschritten — wer weiß, ob er nicht am Ende (im zweiten Teil des Werkes, der dieses Jahr erscheinen soll) wieder dahin zurückkehrt? Sein Großvater hat ihm die Geschichte Davids und Goliaths aus dem ersten Buche Samuelis mit auf den Lebensweg gegeben. Als er nach dem Abschied von seinem Vater wieder in das Dorf zurückging, erfüllte ihn plötzlich aus der Wirrnis halbklarer Gedanken heraus die Erkenntnis, „daß das Leben seines Vaters das schönste Leben war, das er jemals gesehen hatte. Reich in aller Armut, weit in aller Enge und am Ende von einem Schein beglänzt, den er an keinem anderen Leben gesehen hatte“. Und später sagte er in einem Gespräch mit dem alten Lehrer: „Ich werde nichts entdecken, als vielleicht das Geheimnis, das der Vater entdeckt hat, bevor er fortging. Und damit werde ich wohl siebzig Jahre zu tun haben. Mein Mathematik-Lehrer hat immer gesagt, daß ich zu langsam denke“ (S. 405 f.). Beim Tod der geliebten Margarete kommt ihm der Zweifel, ob es am Ende nicht doch einen Gott gebe. In einer Unterhaltung mit dem Theologiestudenten gestand er: was ihn am meisten mit allem Jammer versöhne, sei dies, daß überall, bei

allen Völkern wahrscheinlich die wahren Sieger des Krieges so aussehen würden wie Tobias. Die wahren Sieger, nicht die vermeintlichen. — Er spreche damit das gefährliche Lob aus, erwiderte Tobias still, daß er Gottes Ebenbild sei, denn der wahre und einzige Sieger in diesem Kriege werde immer Gott allein sein“ (S. 471). Jons hört gerne an, was ihm der Arzt sagt, der seine Verwundung betreut, daß es nämlich vielleicht nicht das Schlechteste wäre, wenn wir mehr in den alten Geschichten der Bibel lesen würden, statt im „Jenseits von Gut und Böse“ oder in der „Morgenröte“. „Ich kann mir denken“, meint der Arzt, „daß die kleinen Leute in Ihren Walddörfern mit der ‚Morgenröte‘ nicht viel anfangen könnten, wenn Sie an ihren Betten sitzen.“ Und Jons erwiderte: „Nein, die ‚Flügel der Morgenröte‘ sind ihnen tröstlicher“ (S. 489). Und er lehnt auch den Rat des Arztes nicht ab: „Ich denke, wenn Sie so weit sind, daß der erste Kranke in Ihrem Erdenwinkel bei Ihnen anklopft, um das Wasser des Lebens zu verlangen, und Sie die erste richtige Diagnose gestellt und ihm das Rezept ausgeschrieben haben, dann sollten Sie ihre Sprechstunde für diesen Tag schließen und ein bißchen auf Ihren erloschenen Meiler hinausgehen und ein bißchen in dem Buch lesen, das Ihrem Vater das Leben leichter gemacht hat“ (S. 493). Vielleicht hat der schweigsame Theologiestudent doch am tiefsten in die Seele seiner Kameraden geschaut. Als ein Granatsplitter Jons in die rechte Hüfte getroffen und Tobias ihm noch geholfen hatte, mit seinem Verbandspäckchen das Blut zu stillen, als er dann weitermarschieren mußte von den Ufern der Düna den Küsten des Meeres zu, da war er noch einmal umgekehrt, hatte sich zu Jons heruntergebeugt und gesagt: „Vergiß es nicht, Jons, daß es die rechte Hüfte war, die der Engel Jakob ausrenkte!“ Das ist das Ende der Entwicklung, die uns der Dichter in seinem Roman miterleben läßt. Jons verläßt die Heimat, um Arzt zu werden. Denn es scheint ihm besser, den Tod „in einem weißen Mantel zu besiegen, als in einem schwarzen Gewand ihn als Schickung Gottes demütig hinzunehmen“. Er nimmt nicht viel mit. Aber er geht nicht ohne die Bibel. „Er weiß nicht, wie oft er darin lesen wird, aber es ist ihm, als gehe der Vater mit ihm mit.“

Es bleibt nun freilich zu bedenken, daß das Verhältnis des Dichters zur Bibel, von dem diese Deutung ausgeht, für den Leser, der nicht darum weiß und nur diesen Roman in die Hände bekommt, nicht ins Gewicht fällt. Gleich zu Anfang wurde gesagt, daß der Dichter sich scheu hinter seinem Werk verbirgt, so daß der Eindruck entstehen kann, als seien alle Gestalten, die frommen und die zweifelnden, mit gleicher Hingabe gezeichnet. Das läßt den Leser unbefriedigt. Dazu kommt, daß das Christentum, das in den frommen Menschen vor uns hintritt, eine ganz eigene Prägung hat, die von der Welt des Ostens her bestimmt und von der Passivität des slawischen Menschen durchtränkt ist. Es erscheint mehr wie eine untergehende Sonne, die mit ihrem stillen Glanz die Rauheiten und Unebenheiten des Daseins vergoldet, nicht wie ein sieghaft anbrechendes Licht, das den Kampf mit den düsteren Nebeln und mit den schwarzen Wolken aufnimmt, die den Himmel

dieser schwermütigen Menschen verdunkeln. Die Christen, die uns da begegnen, haben nicht die Kraft, „das Müde zu erneuern“; denn sie sind selbst müde. Es sind durchweg einsame Menschen. Sie scheinen nie den Segen einer christlichen Gemeinschaft erfahren zu haben. Sie lesen die Bibel, aber sie sind ohne Führung. Sie sind nicht verbunden mit der Liturgie der Kirche, wie etwa ein frommer Katholik. Sie sind ganz auf sich selbst angewiesen. Vom Vollsinn der Heiligen Schrift scheinen sie nichts zu ahnen. Sie lesen die Verheißungen des Alten Bundes, als ob sie nichts von ihrer Erfüllung in Christus gehört hätten. Sie haben bestimmte Lieblingstexte, an denen sie hängen bleiben, dunkle Stellen, über die sie nicht wegkommen. Die anderen Seiten den heiligen Buches vernachlässigen sie. Sie vergessen, daß die Bibel nicht ein Buch für sie allein ist, sondern für die ganze Menschheit, daß es Speise enthält nicht nur für einen Tag, sondern für das ganze Leben. Sie lesen den Propheten Isaias, wie der Kämmerer der Königin von Äthiopien, aber sie verstehen nicht, was sie lesen, so wenig wie er. „Wie könnte ich das verstehen, wenn niemand mich unterweist?“ (Apg 8, 31.) Diese Frage kommt ihnen jedoch nicht in den Sinn. Sie legen sich den Text auf ihre Weise aus. Ihr Blick verengt sich. Sie sondern sich ab. In einer übertriebenen und ungesunden Weise trifft das auf den unglücklichen Pfarrer Agricola zu. Man hat einmal darauf aufmerksam gemacht, daß es oft ein Symptom seelischen Krankseins ist, wenn Menschen über bestimmte Schriftstellen nicht hinwegkommen¹⁴. Das ist der Eindruck, den der Pfarrer macht. Von den frommen Menschen des Romans soll das nicht gesagt sein. Aber sie sind ein Beweis dafür, wie sehr die Bibel, dieses wehrlose Buch, der Ergänzung durch lebendige Menschen bedarf, der Ergänzung durch die Kirche, die allein den Schlüssel hat, „der alle Kammern in ihrem Bereich erschließt“, wie J. H. Newman sagt. Der Aufbau der Heiligen Schrift ist ohne System und ohne Angleichung der Teile, „die Sprache so voller Bilder und Andeutungen, daß sich keiner nach dem ersten Lesen unterfangen dürfte, zu bestimmen, was nun eigentlich gesagt ist und was nicht. Man kann es nicht sozusagen in Landkarten einzeichnen oder seinen Inhalt in Schubladen ordnen, . . . es bleibt unerforschtes, unbezwungenes Land, mit Höhen und Tälern, Wäldern und Strömen, rechts und links unsres Pfades und nahe um uns, voll versteckter Wunder und köstlicher Schätze. Von keiner Wahrheit, die nicht gerade der überlieferten ins Gesicht schlägt, kann man von vornherein behaupten, sie finde sich nicht in der Schrift. Von keinem Leser, welchen Eifer er auch aufbietet, kann man sagen, er habe alles gemeistert, was darin enthalten ist“¹⁵. Das ist so offenkundig, daß auch weite Kreise im Protestantismus dafür Verständnis haben. So kann man etwa bei W. Stählin lesen: „Die Kirche stellt mich unter die Wolke der Zeugen, die aus diesem geschriebenen Wort Ver-

¹⁴ W. Luble, Wie kann der moderne Mensch wieder zum Glauben an die Bibel kommen? in: Allg. ev. luth. Kirchenzeitung 57 (1924) Sp. 98 und 114.

¹⁵ J. H. Newman, Christentum. Ein Aufbau. Aus seinen Werken zusammengestellt und eingeleitet von E. Przywara/O. Karrer, II. Bd., S. 45.

bindung mit dem lebendigen Gott und seinem Christus gewonnen haben. Darum wage ich es, mich an dieses Wort hinzuopfern, um aus ihm das Leben zu empfangen . . . ; weil in der Kirche die Ströme des Geistes um uns rauschen und unser Leben in ihre Bewegung hineinziehen, darum will ich aus den Quellen trinken. Theologisch gesprochen: Es ist ein Irrtum, wenn die reformatorische Theologie — unter Wirkung der klassischen Studien, die der Humanismus betrieb — meinte, es könne ein Verhältnis zur Schrift geben abgesehen von der Tradition der Kirche. Ein Verhältnis zur Bibel abgesehen von der Kirche ist entweder subjektive Willkür erbaulicher Einfälle oder — zumeist — profane historische und kritische Forschung. Die Heilige Schrift bedarf der Kirche; um der Kirche willen und in der Kirche haben wir eine Heilige Schrift.“¹⁶

Nur die Kirche reißt den einzelnen aus seiner Isolierung heraus und überwindet die Einseitigkeit, mit der der einzelne Christ die Bibel gebraucht und versteht; nur sie bringt das Ganze der Schrift zu Ehren. In diesem Sinn wird das Zeugnis Wiecherts für die Bibel — ihm nicht bewußt und von ihm nicht gewollt — ein Zeugnis auch für ihre Ergänzungsbedürftigkeit. Den frommen Menschen der Familie Jeromin fehlt der Einblick in die Heilspläne Gottes und in seine Weltpolitik, von der Isaias kündet. Sie starren nur immerfort auf das Leid der Welt und auf ihre Ungerechtigkeiten. Von der Herrlichkeit des Kreuzes Christi wissen sie nichts. Sie werden durch die Bibel nicht zu einer persönlichen Begegnung mit Christus geführt. Wohl geht der Held eines früheren Romanes, der Knecht Gottes Andreas Nyland, in die Großstadt, um für Christus zu zeugen, den die Menschen vergessen haben; seine Mission scheitert, nicht nur an seiner Unbedingtheit, sondern auch, weil er selber sich noch nicht gebeugt hat vor dem Herrn¹⁷. Wohl findet sich da und dort in den Werken des Dichters ein ehrfurchtsvolles Wort über Christus, der „die Welt bewegt hat“. Aber keiner von den Menschen, deren Schicksale er aufschreibt, ist ergriffen von Christus wie Paulus und andere Jünger des Herrn, so daß seine Gestalt in ihrer Seele leuchtet und ihr Herz brennt von innerem Wissen um ihn. Die Welt des Neuen Testaments scheint ihnen unbekanntes Land zu sein. In ihrer Weltabgeschiedenheit haben sie gar nicht gehört, welch großartige Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit seit zweitausend Jahren allein das eine Wort des Herrn geschaffen hat: „Was ihr einem der Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25, 40.) Das Wort der Bibel treibt sie nicht zum Gebet. Wir erfahren nie, daß der Vater Jakob mit Jons gebetet hätte. Von seiner Mutter Marthe war das nicht zu erwarten. Wie arm aber ist ein Kind, mit dem seine Mutter nie gebetet hat! Und wie kann der Mensch die Liebe Gottes mehr erfahren als im Gebet? Darum bleiben diese Christen alle irgendwie unfruchtbar. Sie haben Mühe, sich selbst zu behaupten. Sie sind einsam und bleiben einsam. Es gelingt ihnen nicht, Gemeinschaft zu schaffen und anderen die

¹⁶ W. Stählin, Die Hl. Schrift, in: Das Gottesjahr, 1931, S. 28.

¹⁷ Der Knecht Gottes Andreas Nyland, Berlin 1926.

Augen zu öffnen für den Liebesmorgen der Gottesworte. Sie erfassen auch den Leser, der ihren Schicksalen nachgeht, nicht so, daß ein befreiender, beglückender Einfluß spürbar wird. Sie treten in den Hintergrund und lassen den Vertretern „der innerweltlichen Frömmigkeit“, ja selbst den ungläubigen Menschen ihrer Umgebung das letzte Wort. Der Leser, besonders wenn er noch ganz aufgewühlt ist von den Schicksalen dieser armen Menschen, kann den Eindruck haben, als sei dies auch das letzte Wort des Dichters, oder wenigstens, als stände er ratlos da und wüßte nicht, wem er nun recht geben solle. Darum besteht die Besorgnis derer zu Recht, die auf die Gefahr hinwiesen, daß der Roman seine Leser zu einer weltanschaulichen Entscheidung drängt, die vom Christentum weit abführt, besonders wenn das Christentum ihnen in dieser verzerrten einseitigen Gestalt vorgeführt wird. Das gilt noch mehr von dem anderen Roman „Das einfache Leben“. Wie werden die beiden Bücher wirken auf Menschen, deren Glauben erschüttert ist? Werden sie den Zweifelnden, Ringenden, Suchenden in allem Verirrten und Angstvollen der Welt die Fäden der großen Ordnung lösen, so daß der Mensch nicht mehr als Spielball dunkler Gewalten erscheint, das Unrecht der Welt vergänglich wird und der Tod seinen Stachel verliert? Und doch ist dies nach Ernst Wiecherts eigenen Worten die Sendung des Dichters¹⁸.

Was hat der Dichter mit seinen beiden Büchern der Jugend gegeben, deren Segen es ist, „daß sie glaubt, mit ihr werde die Welt zum erstenmal das werden, was sie sein sollte: eine Ordnung der Güte, der Reinheit und der Gerechtigkeit“? Auch diese Frage darf zum Schluß noch gestellt werden. Wird ihr nicht dieser Glaube von Grund auf zerstört oder doch sehr erschüttert? Wird sie lernen, anzubeten? Oder wird sie versucht, zu verachten? Wird sie, die noch die Fähigkeit hat zu glühen, begeistert, sich zu opfern? Oder wird sie der Gefahr ausgesetzt, zu verbrennen? Es bleibt unvergessen, wie der Dichter dieser Jugend einst zugerufen hat: „Seid demütig, meine Freunde, nicht vor den Menschen, aber vor Gott!“ Es bleibt unvergessen, daß der Dichter die Schrecken des Konzentrationslagers auf sich genommen hat, weil er selbst seinem Worte treu blieb. Doch kann man sagen, daß diese Bücher der Jugend helfen werden, es nachzutun? Wohl ist wahr, „daß jede Jugend ein neuer Anfang der Welt ist. Daß es nicht so ist, daß der Eimer mit dem Wasser des Lebens von Hand zu Hand, das heißt von Vätern zu Söhnen gereicht wird, sondern daß jedes Geschlecht von neuem ausziehen muß, um das Wasser des Lebens zu suchen“. Das ist ja ein Grund, warum die Geschichte des Christentums ein ständiges Auf und Ab, ein Siegen und Versagen zugleich ist, weil es seine Arbeit bei jedem Volk, bei jedem Geschlecht, bei jedem Menschen von neuem beginnen muß und freiwillig angenommen, freiwillig auch abgelehnt werden kann. Aber es ist nicht wahr, und dafür darf man sich wohl auf Eduard Spranger berufen, den der Dichter so hoch verehrt, „daß es eine rührende Torheit ist, wenn die Väter den Söhnen das

¹⁸ „Der Dichter und die Jugend“. Auf dieses Büchlein beziehen sich auch die Stellen der folgenden Auseinandersetzung.

Suchen ersparen wollen und sie an kluger Hand über eine wohl vorbereitete Schwelle in ein wohl vorbereitetes Haus der Erfahrung führen wollten“. Es ist nicht wahr, so verführerisch es auch klingt: „Wehe der Jugend, der man Freuden, Tränen und Grauen des ersten Menschen erspart!“ Es ist unrecht, die Jugend, die ja doch selbst nach verstehender Führung sich sehnt, in Entscheidungen hineinzustoßen, für die sie noch nicht reif ist, und ihrem Urteil es zu überlassen, ob die Offenbarung Gottes, von der die Bibel uns kündet, Wahrheit ist oder ein Irrtum, ein tröstlicher Irrtum vielleicht, aber doch eine Täuschung. Gerade weil die Jugend noch keine Erfahrung hat, muß ein Dichter ihr als „Bewahrer des Unvergänglichen“ und als „stiller Mahner in einer lauten Welt“ begegnen.

Von Walter Scott wird berichtet, daß er auf dem Sterbebett verlangte: „Reiche mir das Buch“. Man brachte ihm einen seiner Romane. Er lehnte ab und gab zu verstehen, daß er die Bibel meinte. Nach dem, was über das Verhältnis Wiecherts zur Bibel gesagt wurde, kann man nicht zweifeln, daß er der Jugend dieses Buch in die Hand gelegt wissen will, vor seinen Romanen, nicht erst am Ende des Lebens, sondern schon am Anfang. „Laßt uns einen neuen Anfang setzen, laßt uns neu geboren werden“, so hieß es in seiner Rede an die deutsche Jugend 1945, „und seid gewiß, daß niemand aus der Welt herausfällt, der nicht zuvor aus Gott herausgefallen wäre“.

Eindrücke aus Indien

Von FELIX ZU LÖWENSTEIN S. J.

Während des Krieges und auch noch während der letzten zwei Jahre war Deutschland weitgehend abgeschnitten von den Ereignissen, die inzwischen die große Welt draußen bewegten.

Da ich selbst mich vom Jahre 1938 bis zum Ende des Jahres 1946 in Indien befand, so möchte ich im Folgenden die Eindrücke und Beobachtungen festhalten, die sich dort auch dem oberflächlichen Beobachter aufdrängten. Zweifellos wäre ein Politiker oder Wirtschaftler in der Lage, manches zu berichten, was tieferschürfend ist, ja vielleicht auch manche Zusammenhänge richtiger zusammenzufügen — immerhin werden die folgenden Aufzeichnungen den Vorteil bieten, daß sie von einem stammen, der an Ort und Stelle gewesen und die Dinge völlig unbefangen und unvoreingenommen zu beobachten, ja zum Teil mitzerleben Gelegenheit hatte.

Die erste Frage, die dem Rückkehrer aus Indien überall begegnet, ist diese: Ist es wahr, daß die Engländer aus Indien herausgehen? Und wenn ja, warum tun sie das?

Daß die Engländer aus Indien herausgehen, ist wohl kaum mehr zu bezweifeln. Man kann vielmehr sagen, sie sind schon zu dreiviertel hinausgegangen. Fast die gesamte zivile Verwaltung liegt bereits in indischen Hän-